

Die Wirkung der Krise
auf das Selbstverständnis
der USA

Ausgeträumt?

Michael Krekel

Unzählige Menschen haben ihn geträumt, Millionen sind ihm gefolgt: dem amerikanischen Traum. Eigentlich der Traum eines jeden, der Traum von Freiheit und einem besseren Leben. In Amerika hat er sich erfüllt, meint man: *America, land of the free, home of the brave.*

Doch da war noch die andere Seite: der Traum als Albtraum – ein fauler Traum. So haben ihn Künstler und Kulturschaffende gedeutet. Vor allem Schriftsteller hat der *American Dream* inspiriert, ihre Fantasie beflügelt. Der große Gatsby (aus dem gleichnamigen Roman von F. S. Fitzgerald) hat ihn ebenso geträumt wie der kleine Willy Loman, sprich Low-Man, aus dem *Tod eines Handlungsreisenden* – beides tragische Figuren, die am Ende sterben. Die Literatur füllt Regale. Wie viele Professoren haben sich mit der Traumdeutung befasst, wie viele Generationen von Schülern sind mit dem Sujet konfrontiert worden? „Vom Tellerwäscher zum Millionär“ lautet die Chiffre. Der einfache, fleißige Mann kann es schaffen, er braucht nur frei und stark genug zu sein, seinen Traum zu erfüllen.

Bittere Wirklichkeit

In den zurückliegenden Monaten scheint das reale Amerika aus dem Traum aufgewacht und in einer überaus bitteren, rauen Wirklichkeit angekommen zu sein. So haben es nicht wenige Beobachter der US-Gesellschaft gesehen. Pünktlich zu den Kongresswahlen etwa machten die beiden größten Nachrichtenmagazine in Amerika und Europa mit einer Titelstory

zum *American Dream* auf. Unter der Überschrift „Die verzweifelten Staaten von Amerika“ (Untertitel: „Eine Nation verliert ihren Optimismus“) zeichnete *Der Spiegel* ein düsteres Bild der US-Wirtschaft und Gesellschaft: „Good night, America“. Zeitgleich fragt der angesehene Polit- und TV-Kolumnist Fareed Zakaria – typisch amerikanisch – in *Time*, wie der Traum wiederbelebt werden könne. Der Tenor: Amerika kann es schaffen, aber es steckte noch nie seit den 1930er-Jahren so tief im Sumpf wie heute.

„The economy, stupid“

Kassandrarufe über den Niedergang Amerikas sind nicht neu, wie ein Blick in die jüngste Geschichte zeigt. Anfang der 1980er-Jahre wurde vor dem Hintergrund hoher Arbeitslosigkeit, mäßigen Wirtschaftswachstums und eines gigantischen Staatsdefizits in den USA bei einem Expertentreff der Konrad-Adenauer-Stiftung zum Thema „Reagonomics“ prognostiziert: Das kann nicht gut gehen; es wird uns mit in den Abgrund ziehen. Doch es kam anders. Ein Wirtschaftsaufschwung, der Boom der 1980er, führte Amerika – und mit ihm Europa – aus den Tiefen der Rezession heraus und in ungeahnte Höhen mit achtprozentigen Wachstumsraten hinein.

Zehn Jahre später schwächelte Amerikas Wirtschaft erneut. Manchen ist aus jener Zeit ein Bonmot von Präsident Bill Clinton in Erinnerung geblieben. Gefragt, weshalb er die Wahl gegen Amtsinhaber George Bush gewonnen habe, antwortete

er einem Journalisten: „The economy, stupid.“ Der Glaube an die Neubelebung der Wirtschaft war es, der Clinton 1992 den entscheidenden Vorteil verschaffte. Resultat: Aus der Malaise der frühen 1990er-Jahre entstand ein Aufschwung mit Internet-Boom und *New Economy*, in deren Folge Zehntausende Unternehmensgründungen und Millionen neuer Arbeitsplätze (bei zwischenzeitlich ausgeglichenem Staatshaushalt) entstanden. Zu Beginn des neuen Jahrtausends dann ein erneuter Absturz, nachdem die sogenannte Dotcom-Blase an den Aktienmärkten geplatzt war.

Glaube an bessere Zeiten

Die amerikanische Wirtschaftsgeschichte gleicht einer Achterbahn. Nur eines, so scheint es, ist *mutatis mutandis* gleich geblieben: der Optimismus der amerikanischen Bevölkerung, der Glaube an eine bessere Zukunft. Ein untrügerisches Zeichen dafür ist, dass auch in schwierigen Zeiten munter konsumiert, auf Pump gelebt wurde. Die Kehrseite: eine vergleichsweise niedrige Sparquote, die zum Teil äußerst hohe Verschuldung Millionen privater Haushalte. Das hat sich selbst in Zeiten einer Rezession nicht wesentlich verändert. Warum sparen, wenn doch die Hypothek zurückgezahlt werden kann, wenn es wieder besser wird? Von jeher haben Amerikaner mit Zuversicht in die Zukunft geblickt. Ungebrochen ihr Glaube an bessere Zeiten und die Hoffnung, dass es bald wieder aufwärtsgeht.

Und heute? Ist der Optimismus verloren gegangen? Ist der Traum zu Ende geträumt? Schenkt man aktuellen Umfragen Glauben, zweifeln Amerikaner an Wesen und Wirksamkeit des Traumes. Die Daten belegen dies: Die Arbeitslosenquote liegt bei annähernd zehn Prozent, im zuletzt boomenden „Sunshine State“ Florida sogar bei zwölf. Seit 2008 ist die Zahl der Arbeitssuchenden um durch-

schnittlich 7300 pro Tag angestiegen, der Verlust von Industriearbeitsplätzen liegt bei täglich 1400 (seit 2006). Der Binnenmarkt, normalerweise Amerikas Konjunkturlokomotive, ist eingebrochen, und die Verschuldung der öffentlichen Haushalte wächst kontinuierlich in astronomische Höhen: Sie ist von 5,6 (2000) über 11,9 (2008) auf rund vierzehn Billionen US-Dollar geklettert. Im kommenden Jahr wird sie auf über fünfzehn Billionen – und damit auf 99 Prozent des Bruttoinlandsprodukts – prognostiziert.

Noch schlechter ist es um die privaten Schulden bestellt. Sie liegen bei fast vierzehn Billionen Dollar, zwanzigmal so hoch wie in den 1970er-Jahren. Seit die Immobilienpreise im Zuge der Subprime-Krise gefallen sind, schulden elf Millionen Hausbesitzer in den USA den Banken mehr, als ihre Immobilie wert ist. Häuser für 80 000 Dollar sind auf dem Markt, die vor Jahren für 120 000 gebaut und nie bewohnt wurden. Es fehlt an Geld, die Kredite zu bezahlen.

Selbstzweifel des Vorbildes

Die Krise lässt sich nicht allein an Zahlen festmachen. Sie ist mehr als eine Krise im zyklischen Auf und Ab der Wirtschaft, geht tiefer. Möglicherweise eine Sinnkrise, die ans Selbstverständnis eines Landes rührt, das sich stets als leuchtendes Vorbild für andere verstand. Amerika, sagt seine Leitphilosophie, ist etwas Außergewöhnliches, etwas Exceptionelles – eine besondere Nation von Einwanderern, fest den demokratischen Idealen einer *civil society* und dem Wettbewerb des Marktes verpflichtet. *Land of the free*, ein Leuchtturm der Freiheit, dazu auserwählt, eine „Stadt auf dem Hügel“ zu bauen und die Freiheitsidee in die Welt hinauszutragen.

Und nun scheint das Vorbild an sich selbst zu zweifeln. Die alte Selbstgewissheit zerbröckelt, die Stimmung ist bei vielen auf einem Tiefpunkt angelangt.

Die Mehrheit der US-Bürger – angeblich 67 Prozent – glaubt nicht mehr an das uramerikanische Credo, dass der Tag morgen besser wird als heute, dass die nachfolgende Generation es besser haben wird als die gegenwärtige. Zu sehr scheint die Wirtschaft in eine Schiefelage geraten zu sein, zu sehr befürchtet man, von anderen abgehängt zu werden.

Bedrohte Mittelklasse

Vor allem die Mittelklasse, das Rückgrat der US-Wirtschaft, fühlt sich bedroht. *Mainstream America* befürchtet ein weiteres Auseinanderklaffen von Arm und Reich. Um noch einmal Zahlen zu bemühen: 1978 lag das Durchschnittseinkommen von Männern in den USA bei 45,879 Dollar, 2007 waren es, inflationsbereinigt, 45,113 Dollar. 0,1 Prozent der Bestbezahlten verdienen heute mehr Geld als die 120 Millionen ganz unten. Der Einkommensanstieg von 1979 bis 2007 liegt bei den unteren zwanzig Prozent der Bevölkerung bei sechzehn Prozent, bei den oberen zwanzig Prozent bei 95 Prozent und bei den Top-1 bei 281 Prozent. Ein amerikanischer Firmenchef verdient heute im Durchschnitt 300-mal so viel wie ein Arbeiter, 1950 war es dreißigmal so viel. Die Chance aufzusteigen, Basis und Wesen des Traums, ist heute weniger gegeben als je zuvor.

Ist das das Ende des Traums? Kann der *American Dream* wiederbelebt werden? Die vermeintlichen Retter zeigen sich in Form der *Tea Party*. Die stockkonservative Bewegung sucht den Traum durch Rückbesinnung auf uramerikanische Werte zu beleben: weg vom Staat, weg vom Linksliberalismus und Intellektualismus Obama'scher Prägung, der doch nur ein getarnter Sozialismus ist, zurück zu den Wurzeln amerikanischer Freiheitsideale. Dabei schürt sie die Angst

vor dem schwarzen Mann, bietet Rhetorik statt Lösungen. Dass Amerikas Stellung in der Welt nicht erhalten werden kann, vor allem nicht mit dumpfen Parolen und Appellen an die vergangene Größe, leuchtet jedem ein, der sich mit den Herausforderungen einer globalisierten aktuellen Welt befasst. Das idyllische, alte Amerika kann sich im internationalen Wettbewerb nicht mehr behaupten. Länder wie China, Indien oder auch Brasilien drohen dem einstigen Giganten den Rang abzulaufen.

Lebendiger Traum

Kann Amerika die Vorherrschaft über den Traum zurückgewinnen? Sicher, wenn es der Wirtschaft wieder besser geht. Es wird eine Herkulesaufgabe sein, die Obama bevorsteht. Der Präsident wird nicht umhinkommen, in den kommenden zwei Jahren das Ruder herumzureißen. Er wird seine Politik – vor allem seine Wirtschafts- und Finanzpolitik – korrigieren müssen, und zwar in Zusammenarbeit mit der republikanischen Mehrheit im Repräsentantenhaus. Nur so hat er eine Chance.

Mit der Zustimmung des Kongresses im Dezember 2010 zum umstrittenen Steuerpaket hat er einen ersten Erfolg errungen.

Für Nachrufe auf den amerikanischen Traum ist es also zu früh. Amerika kann es noch immer schaffen – sein Potenzial ist groß. Es hat die besten Universitäten und eine gut ausgebildete Arbeiterschaft, die noch immer ein Fünftel des Weltinlandsprodukts erwirtschaftet. Wenn die Realwirtschaft wächst, wird auch der virtuelle Traum wiederbelebt werden können. Er wird all jene hoffen lassen, die das Träumen noch nicht verlernt haben. Der Traum vom Aufstieg und Wohlstand wird weiterleben. Keine Frage.